
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 119 Bromberg, den 25. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

Schluß.) (Nachdruck verboten)

Rison schielte ihn von unten herauf aus den Augenwinkeln an. „Sie dürfen sich nicht an mir vergreifen, Mr. Robertson, ich stehe unter polizeilichem Schutz! Im übrigen sind Ihre Behauptungen aus der Luft gegriffen und gänzlich irrig. Ich wollte Jolanthe Falk nur so lange festhalten, bis das Jahr der erzwungenen Ehe vorbei war... Vielleicht hätte ich auch die Korrespondenz aus einem entfernten Teil der Welt für sie geführt, ich gebe es zu."

„Wir kennen Ihre Geschicklichkeit im Handschriftenfälschen. Sie brauchen sich dessen nicht zu rühmen. Sie haben die Handschrift von Jolanthe Falk so nachgemacht, daß es Ihnen gelang, uns alle — selbst unsre Graphologen — zu täuschen. Der Entschuldigungsbrief an Mr. Solm war meisterhaft." Rison verbeugte sich dankend. „Ganz recht, Herr Kommissar. Hätte Solm Lilo geheiratet, war unser Spiel gewonnen. Leider verdarb meine Nichte im letzten Augenblick durch ihre unglückselige Leidenschaft zu André d'Hericourt diesen aussichtsreichen Plan."

Der Kommissar schwieg eine kleine Weile. „Noch eine letzte Frage. Wie kamen Sie in Verbindung mit Zambo, dem Wirt der verrufenen Negerkneipe zu den „Drei Teufeln" in Harlem?"

„Ein alter Bekannter von mir, Herr Kommissar. Er war früher Heizer auf einem Schiff, das Rouen öfters anlief. In meiner Pfandleihe lernte ich ihn kennen. Auf seiner letzten Reise erzählte er mir, daß er das hochgeschätzte Kabarett zu den „Drei Teufeln" in Harlem übernehmen werde."

„Ehrenwerte Bekannte, Herr Pirelle. Sie suchten ihn auf und mieteten sich selbst im Nebenhaus ein. Wohl um immer bei der Hand zu sein? Wann haben Sie Jolanthe Falk in Ihr Zimmer geschleppt?"

„Gleich nachdem der deutsche Matrose sie entdeckt hatte. Wären Sie zwei Stunden später gekommen, Sie hätten keine Spur mehr von ihr gefunden."

Kommissar Harris klingelte. „Abführen!"

Charles Rison machte eine höhnische Verbeugung. „Ein famoses Plänchen, Mr. Robertson, aber wir Glücksritter sind an Pech gewöhnt. Meinen Sie, daß ich ausgeliefert werde, Herr Kommissar?"

„Ich meine, daß wir Sie erst einmal mehrere Jahre hier behalten werden, Pirelle! Menschenraub — wir haben viele feste Zellen in Sing-Sing!"

*

Eine Flut von Sonne und Licht schlug Robertson entgegen, als er aus dem Polizeipräsidium auf die Straße trat. So stark war der Gegensatz zu dem trübseligen Helldunkel im Zimmer des Kommissars, daß er stehen blieb und tief aufatmete, als wolle er die reine, gesunde Klarheit dieses köstlichen Morgens nach dem dumpfen Schmutz der Nacht in seine Seele hineinlassen.

Das Leben Newyorks umdrängte ihn mit seiner pulsierenden Kraft und froher Stolz erfüllte ihn, ein Mitarbeiter dieses aufrechten Lebens zu sein. Eine Heiterkeit und innere Freude kam über ihn.

Der Kampf war gekämpft. Das Ende war der Sieg.

Nur eine letzte Frage war noch ungelöst. Was mochte mit Reginald und Jolli sein?

Wußte er schon? Oder hatte Jolli ihr Geheimnis immer noch nicht gelüftet? Ein Anruf im Cliffordhause belehrte ihn, daß Regnald ihn suche und nun im Boardinghaus von Miß Gloria Smith auf ihn warte.

Er wollte ihm noch ein wenig Zeit lassen, sich zu sammeln. Langsam schlenderte er durch die Straßen.

Wie würde Reginald es aufnehmen, daß Gloria Smith — — Jolanthe Falk war? Würde er nicht unwillig werden, daß er — Robertson — ein wenig Vorsehung gespielt hatte?

Die kraftspendende Sieghaftigkeit dieses Sommersonnenmorgens ließ keine trüben Gedanken zu . . .

Es würde alles gut ausgehen! Es mußte alles gut ausgehen . . .

Aus dem leichtlebigen Pariser Nichtstuer war ein ernster Mann geworden, ein Mann, der für sein Glück gekämpft hatte . . .

Nur erkämpftes Glück bringt Segen . . .

Robertson schob sich durch das Gedränge, kaufte die Morgenzeitungen, die schon in fetten Lettern die Sensation dieser Nacht brachten und trat schließlich mit blanken Augen und geröteten Wangen in die große Diele des Boardinghauses, in der Reginald ungeduldig auf und ab ging.

„Morning, Mr. Reginald, wie geht's?"

Reginalds offenes Gesicht zeigte wieder den ernsten Ausdruck, der sich ihm in den letzten Tagen eingeprägt hatte.

„Gut, daß Sie kommen, Mr. Robertson! Ich habe viel mit Ihnen zu besprechen."

„Gern, aber um elf Uhr muß ich auf der Börse sein, ich erwarte ein wahres Wunder von Kursstürzen — und Steigen gewisser Papiere einer Limonadenfabrik. Sie können ausspannen, Reginald. Wie wäre es mit einer Erholungsreise nach Kalifornien? Ich denke, wir wollen dort noch ein paar neue Fabriken bauen."

Reginald zwang Robertson in einen Sessel. „Lieber Robertson, ich weiß, Sie kennen nicht nur das Testament meiner verstorbenen Tante, Sie sind auch der Mitarbeiter bei seiner Abfassung gewesen.

Es ist keine Schande, wenn ich eingestehe, wie falsch meine Einstellung meiner Tante gegenüber war. Ich sehe mein Leben jetzt mit andern Augen an. Und doch — ich kann den letzten Willen Helen Cliffords nicht erfüllen. — — Lieber Mr. Robertson, Sie müssen mir helfen."

Robertson gab sich alle Mühe, sein Gesicht in ernste Falten zu legen. Aber er war ein schlechter Schauspieler. Die Mundwinkel zuckten in einem verhaltenen Lachen.

„Reden Sie weiter, Reginald, was ich für Sie tun kann, soll geschehen." Reginald hatte den Kopf zu Boden gesenkt, so entging ihm der Ausdruck in Robertsons Mienen. „Sie müssen nach Lugano fahren. Sie müssen versuchen, diese

Ehe mit Jolanthe Falk so schnell wie möglich zu lösen, sofort alle Schritte zur Scheidung einleiten. Bieten Sie ihr, was sie verlangt. Das „Probejahr" ist ja bald vorbei. Es war ein Irrtum meiner Tante, wenn sie zwei Herzen zusammenfesseln wollte."

Breit lehnte sich Robertson zurück. „Ich vermute, Reginald, Sie wollen Gloria Smith heiraten."

„Ganz gewiß! Ich liebe sie. — Und nun möchte ich Sie noch biten, mir einiges von ihr zu erzählen. In den Tagen, als sie verschwunden war, hörte ich vom Personal, sie sei noch nicht lange in der Firma tätig. Sagten Sie mir nicht, sie sei die langjährige Sekretärin meiner Tante gewesen?"

Abwehrend hob Robertson die Hände. „Aber lieber Reginald, was verlangen Sie von mir alles! Fragen Sie sie doch selbst! Da oben im sechsten Stock wohnt sie! Sie wird Ihnen alles am besten selbst erzählen können. Sie sind also fest entschlossen, sie zu heiraten? Tja, ich finde, Sie sind ein großer Don Juan! Erst heiraten Sie Jolanthe Falk — dann wollen Sie Lilo de Pirelle, und nun wieder Gloria Smith? Das ist allerhand Weiblichkeit für ein einziges Jahr!"

„Scherzen Sie nicht, Robertson — mir ist nicht danach zumute. Können Sie denn nicht ein wenig Verständnis für meine Lage aufbringen?"

Da war es vorbei mit Robertsons Selbstbeherrschung. Sein Lachen dröhnte durch die Diele. „Ich kann es, bei Gott, ich kann es, Reginald. Aber glauben Sie mir, Sie besprechen das alles besser mit Gloria Smith!"

Ein Boy trat an Reginald heran. „Miß Smith erwartet Sie, Mr. Solm, in ihrem Zimmer."

Robertson drückte Reginald mit komischer Feierlichkeit die Hand. „Mut, junger Freund. Wenn schon geheiratet sein muß — tapfer hinein mit einem Kopfsprung. Sehen Sie, ich habe nie den Mut aufgebracht — bin deshalb ein einsamer Junggeselle geworden. Aber Sie, Reginald, Sie haben Mut. — — — Drei Frauen in einem Jahr — allerhand Hochachtung. Heiraten Sie Gloria Smith, wenn sie Sie nimmt. Ich will mein Möglichstes tun."

Er schüttelte sich vor Lachen, so daß Reginald ärgerlich die Hand aus der seinen riß und nun die Treppe hinaufstürmte.

Es war ja alles in Ordnung... Robertson würde ihm schon helfen, trotz seines, wie er sich sagte, ein wenig albernen Benehmens. Daß das Alter doch nie die Jugend verstand... Genau wie Helen Clifford... Wollte ihm eine Frau aufdrängen... Einfach lächerlich... Und dabei hatte die Frau, die für ihn bestimmt war, Tag für Tag in ihrem Bureau gesessen... Deshalb hätte sie nicht nach Deutschland zu reisen brauchen... Komische alte Dame...

Nun stand er vor der Tür — klopfte — fühlte wie sein Herz in raschen Schlägen pochte, wie er auf das „Herein" wartete.

Da klang es durch die Tür. Leise und beinahe zaghaft. Und dieses schüchterne „Herein" nahm ihm allen Mut.

Wenn Gloria nun doch „Nein" sagte?

Ach, Gloria war etwas andres, wie all die andern Frauen, denen er bisher begegnet... Sie konnte liebreizend und gütig, streng und unnahbar sein.

Ganz langsam öffnete er die Tür. Das Zimmer lag in vollem Sonnenschein. Es blendete ihn fast — diese Helligkeit, die es erfüllte, nach dem sanften Dunkel des Korridors.

Er sah sich um. Wo war denn Gloria?

Sein Blick erstarrte plötzlich . . .

Am Fenster eine graue Gestalt, die ihm den Rücken wandte. Ein unpersönliches Schwesternkleid — eine große Haube, die leise hin und her schwankte, als zittere ihre Trägerin — vor Weinen oder vor Lachen.

Wie zu einer Salzsäule erstarrt, stand Reginald da. Das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

War das dort nicht — — Jolanthe Falk — — seine Frau?

Nun wandte die graue Gestalt sich langsam um, sah ihn an. In den dunkeln Wimpern glänzten Tränen, und durch diese Tränen lächelte ihn der seelengütige Blick Glorias an.

Er war so verwirrt, daß er nur ein Stammeln über die Lippen brachte. „Gloria — — — du bist...?"

„Ja, Reginald, ich bin Jolanthe Solm, deine Frau."

Blitzhaft schnell erhellte sich ihm die Vergangenheit. Das Benehmen Robertsons — —, daß niemand sie gekannt im Cliffordhaus — — Charles Risons Intrige . . .

Alle waren klüger gewesen als er. Das Blut schoß ihm in die Wangen. Wie ein hilfloser Knabe, zerrissen von den zwiespältigsten Gefühlen, stand er da.

Da kam Leben in die graue Gestalt. Sie schritt auf ihn zu und mit einer rührend bittenden Gebärde streckte sie die Hand aus. „Kannst du mir diese Komödie verzeihen, Reginald? Was ich getan habe, glaube mir, ich tat es aus Liebe zu dir... Weißt du wohl, daß du mich bei unserer Trauung in London nicht einmal angesehen hast? Und doch liebte ich dich. Liebte dich von dem Augenblick an, da mein Blick zum erstenmal auf ein Bild von dir fiel... Es war ein heiteres, übermütiges Bild. Du standest vor einem Auto, um dich herum ein Kreis lachender junger Mädchen".

Er kniete vor ihr nieder, nahm ihre kühlen, zarten Hände und sah zu ihr auf. „Von der Sekunde an liebte ich dich."

„Seit die Lichter von Coney Island um uns spielten, habe ich dich geliebt, unbewußt nur und gegen mich selbst kämpfend."

Sie fuhr ihm mit der Hand übers Haar, mit dieser mütterlichen Zärtlichkeit, die edeln Frauen angeboren ist.

Und nun erfaßte ihn die ganze Seligkeit seines Glücks. Ein altes Lied fiel ihm ein, das er so oft gesungen:

„Jung Werner ist der glücklichste Mann im Römischen
Reiche geworden . . ."

Er nahm sie auf seine Arme, hob sie hoch, und seine warme Stimme schallte durchs Zimmer: „Reginald Solm ist der glücklichste Mann in ganz Amerika geworden!"

Ein Klopfen an der Tür . . .

Robertson öffnete vorsichtig — auf seinem guten Gesicht ein spitzbübisches Lächeln, das merkwürdig zu dem ernsten Glanz seiner Augen kontrastierte. „Darf man gratulieren?"

Reginald hielt Jolli noch immer auf den Armen. Er drehte sich mit ihr um, und seine Stimme klang in offenem, weltenbejahendem Jubel: „Robertson — Sie sind ein großer Schwindler — — Robertson, ich nehme alles zurück, was ich von Gloria Smith erzählt habe. — Robertson, ich heirate meine eigne Frau!"

Beseligt nickte Robertson. „So ist's recht — hab ich's nicht immer gesagt — — Helen Clifford war eine wundervolle Frau!"

— Ende. —

Der gute Roman.

Humoreske von **Dietrich Loder.**

„Sie sind ein Kamel."

„Erlauben Sie . . ."

„Gar nichts erlaube ich! Ich bin eine alte Dame, könnte beinahe Ihre Großmutter sein; und wenn ich Ihnen sage, Sie sind ein Kamel, so brauchen Sie das durchaus nicht tragisch zu nehmen als schwere Beleidigung und mit der Hand an die linke Seite fahren. Erstens haben Sie in Ihrem Leben dort nie ein Schwert hängen gehabt und zweitens war das nur so eine kleine Zärtlichkeit von mir, wissen Sie."

„Trotzdem sehe ich nicht ein . . ."

„Oh — Sie werden sehr bald einsehen. Also wie war die Geschichte — Sie haben gestern Ihren dreizehnten Roman vom siebenunddreißigsten Verleger zurückerhalten..."

„Gewiß."

„Aha! Sie leugnen es nicht! Und da soll ich Sie nicht einmal ein nettes kleines Kamel heißen dürfen! Ei, gerade weil ich Sie für einen ganz klugen Jungen halte, der das Zeug dazu hätte, es einmal weit zu bringen am Literaturhimmel. Warum schreiben Sie so schlechte Romane? Lieber Gott, in dieser Zeit hätte man . . ."

„Verzeihen Sie, wer sagt Ihnen denn, daß die Romane schlecht sind? Ich glaube, Sie haben noch nicht eine Zeile davon gelesen, gnädige Frau."

„Das ist auch gar nicht nötig. Großer Gott, wenn man in der Literatur alles gelesen haben müßte, worüber man spricht — aber dies nur nebenbei. Also ich sage Ihnen, ich weiß, daß Ihre dreizehn Romane nichts taugen."

„Woher . . ."

„Unterbrechen Sie mich nicht immer! Woher ich das weiß? Ei, weil sie ständig zurückgeschickt werden! Ist das nicht Beweis genug? Es besteht heutzutage ein kolossaler Bedarf an guten Romanen — kein einziger wird zurückgeschickt, der was taugt — sehen Sie!"

„Aber es scheint mir doch, als ob in meinen Romanen einige recht gute Stellen . . ."

„Das leugne ich nicht. Ich will Ihnen etwas sagen: Ihnen fehlt die Technik des Romans. Verstehen Sie? Es kann ein Künstler herrliche Gedanken haben — wenn er die Technik der Pinselführung nicht beherrscht, wird er kein gutes Bild zustande bringen. Und gerade so geht es mit uns Auchschriftstellern — wollte sagen, mit uns Schriftstellern auch! Technik, Technik — Sie beherrschen das ABC des guten Romans nicht, mein junger Freund!"

„Aber das können Sie doch gar nicht beurteilen!"

„Ach! Wer sollte dies besser können als ich! Jeder meiner Romane geht reißend ab und erlebt mindestens zehn bis zwölf Auflagen. Dabei habe ich schon zweiundsechzig geschrieben, vom „Heideblümchen" angefangen bis zur „Tochter des Raubgrafen". Nicht zu vergessen . . ."

„Verehrte gnädige Frau, wollen Sie nicht erst einmal einen meiner Romane lesen?"

„Nein. Ich weiß ohnehin schon, was drin steht. Metaphysische und psychologische Probleme, Geistesentwicklung einsamer Menschen, soziale Fragen, komplizierte Charaktere, Dissertationen über Kunst — und Ähnliches. Nun?"

„Ich kann's nicht leugnen, daß . . ."

„Aha! Sehen Sie! Weiter: Sie schrieben dreizehn Romane — wieviele Brautpaare kommen darin in Summa vor?"

„In Summa . . .?!!"

„Nun ja, zusammengerechnet! In meinen zweiundsechzig Romanen kommen zweihundertdreiundsiebzig Brautpaare vor, davon nur zwei unglückliche, die dieses Schicksal aber wegen ihrer bösen Intrigen verdient haben. Bei Ihnen?"

„Tja, ich weiß wirklich nicht — in Summa — etwa zehn."

„Lieber Gott, in dreizehn Romanen — das macht pro Stück kaum eines. Da kann ja mit Ihren Büchern nichts los sein! Na, ich sagte es ja, Ihnen fehlt die Technik, fehlen die elementarsten Grundbedingungen zum guten Roman!"

„Und worin bestehen diese, wenn ich fragen darf?"

„Wenn Sie meine zweiundsechzig Romane aufmerksam gelesen hätten, wüßten Sie es von selbst. Sagen sollte ich es eigentlich gar nicht — meine Freundin Hedwig wird sehr böse sein, wenn sie erfährt, daß wieder ein neuer Konkurrent ersteht. Aber da Sie ein guter Junge sind, will ich Ihnen gern helfen. Ich schicke Ihnen morgen das Roman-ABC zu."

„Gnädigste —! Nur schwach vermögen meine Worte . . .!"

Damit endete meine kleine Unterredung, die ich mit der berühmten Romanschriftstellerin in dem bekannten Weltkurort hatte. Es erübrigt sich noch, zu sagen, daß ich seitdem mit größtem Erfolge weitere dreizehn Romane geschrieben habe — alle nach dem Roman-ABC, das mir die edle Dame prompt am nächsten Tag hatte zugehen lassen. Danach kommen in meinen sämtlichen Romanen vor:

Mindestens 2 glückliche Brautpaare,

1 blonder Graf mit Hünengestalt, der 3 bis 10 Jahre in Indien war,

1 Tochter aus vornehmer Familie als Stütze bei

1 sehr reichen bösen Dame mit

1 bis 3 häßlichen Töchtern und

1 zudringlichen Sohn, ferner

1 eisenstarker Mann, der mit den Nerven zusammenbricht,

1 Paar zarte weiße Frauenhände, die beruhigend über eine heiße Männerstirne fahren (2 bis 10 mal pro Roman),

1 Paar nachtklare (weibliche) Augensterne, in welche heiße (männliche) Glutaugen tauchen,

1 alte Kommode in einer Rumpelkammer, hinter der sich Briefe und Urkunden im Werte bis zu 5 Millionen Goldmark befinden,

1 alter Kammerdiener, der schon den Vater des Helden in den Windeln getragen hat, zugleich als Original zu gebrauchen,

1 falscher Verdacht, der schwer auf den Schultern der Heldin lastet,

1 Zeuge der bösen Tat, der im letzten Augenblick von einer fünfjährigen Auslandsreise zurückkommt und sich gerade noch rechtzeitig das Abendblatt kauft, um einen Justizmord zu verhindern,

2 bis 3 falsche Freundinnen,

1 aufregende Gerichtsverhandlung (schier unerläßlich),

1 besserer Kriminalkommissar, der schweren Herzens seine Pflicht tut

und verschiedene andere Utensilien . . .

Die Verleger prügeln sich um meine Romane.

Leiden und Träumen.

(Fortsetzung.)

Da lockerte sich die Umschlingung seiner Finger. Ein fast triumphierendes Lächeln trat in ihr Gesicht. Zum erstenmal hatte ihr nie erprobter Wille gesiegt. Und mit einem Aufseufzer der Befriedigung schloß sie die Augen.

Berndt Jädicke hatte eine schlecht Nacht. Die persönlichen Unannehmlichkeiten waren für ihn verschwunden. Er hatte plötzlich ein unbegrenztes Zutrauen zu dem fremden Mädchen. Aber nun hörte er immer wieder die Worte ihrer Bitte, und sein eigenes Gesicht sah ihm aus diesem Spiegelbild seltsam verzerrt entgegen. Sie hatte ja ganz recht: es konnte ihm gleichgültig sein, was sie über ihn dachte. Aber irgendein Stachel saß in ihren Worten, irgend etwas, was ihn an die Zeit gemahnte, da er noch nicht Berndt, sondern einfach Bernhard hieß. Damals, als er Arzt geworden war, weil hinter der praktischen Seite dieses Berufs die Möglichkeit eines segensreichen Wirkens stand. Dieser große Hintergrund hatte sich schon während seiner Studienjahre verflüchtigt. Er war in einen Kreis junger Mediziner geraten, die ganz andere Wege gingen, und als er sich dann entschloß, Frauenarzt zu werden, geschah es in der ausgesprochenen Absicht, nicht nur sein Wissen, sondern auch seine Persönlichkeit auf diesem Gebiet, das ihm das aussichtsreichste schien, mit Wucherzinsen arbeiten zu lassen. Der große Name des Professors hatte ihn angezogen. Aber so hoch er auch die sichere Hand des gefeierten Operateurs schätzte — ebenso weit fühlte er sich dessen Weltanschauung überlegen, mit der er sich lange schon unter dem Begriff „altmodisch und überlebt" abfand.

Er war unsicher, als er seinen Morgenbesuch machte. Und er blieb es in den nächsten Tagen. Ja, er verhandelte nur mit Schwester Henny und vermied es geschickt, sich an die Kranke zu wenden.

Es war aber auch eine abscheuliche Zeit. Sie bestätigte wieder seine Abneigung gegen die kirchlichen Feste. Alle Bekannten waren auf Osterferien, und der Klub war menschenleer. In allen befreundeten Familien aber war Feiertagsbesuch, und wenn man wirklich eine Einladung annahm, konnte man sicher sein, daß irgendein hergereister Leutnant oder Student die Hauptrolle spielte. Es waren Tage, in denen man ganz auf sich angewiesen war und nicht einmal die Ablenkung des Berufs hatte.

Natürlich war alles aus der Klinik geflüchtet, um zu den Feiertagen zu Hause zu sein. Marianne und ihre Nachbarin waren die einzigen Kranken. Und daß man, als Spezialist, am Gründonnerstag seine Sprechstunde einsam absaß, war selbstverständlich.

So nahm er sich am Nachmittag ein Auto, fuhr bis Hundekehle und ging um den Grunewaldsee. Aber Berlin feierte Frühlingsanfang, und die Menge machte ihren Osterspaziergang. Jädicke, der auf der Terrasse von Paulsborn eine Tasse Kaffee trank, fühlte sich derartig abgestoßen von der lauten Lustigkeit und den schreienden Farben der modernen Frühjahrshüte, daß er seinen Plan änderte, rasch zahlte, eine Taxe erhaschte, deren Insassen eben ausstiegen, und nach der Friedrichsstadt zurückfuhr.

Er ging in ein vornehmes Geschäft der Leipziger Straße und suchte die Ostereier mit süßer Füllung aus, die in den verschiedenen Familien abzugeben waren. Er kam gern einen Tag früher, als die andern. Und derselbe Grund bestimmte ihn auch, schon heute beim Blumenhändler vorzusprechen.

Als er seinen zarten und zartesten Verpflichtungen mit Flieder und Rosen gerecht geworden war, brachte das Ladenfräulein zufällig eine Schale mit dunklen Aurikeln und stellte sie auf den Tisch. Plötzlich kam Berndt Jädicke ein Gedanke, der irgendwie schon gebunden in ihm gewesen war und nur gewartet hatte, frei zu werden: schnell gab er die Adresse von Fräulein Marianne Eckardt, Privatklinik, Zimmer 14, an und befahl, all diese dunklen Aurikeln morgen früh bei ihr abzugeben, ohne seine Karte natürlich.

Und als er nun in seinen Klub ging, sich mit einem Berg Zeitungen in dem leeren Lesezimmer hinter dem Kamin verschanzte und sich ein ganz gewöhnliches Schnitzel zum Abend bestellte, weil man heute sicher in der Küche auf nichts anderes eingerichtet war, fühlte er sich seltsam frei und mit sich zufrieden. Aufmerksam las er die Rede, die sein Professor auf dem Kongreß gehalten, zu dem er nach Frankfurt a. M. gereist war, und erlaubte sich, in einzelnen Punkten anderer Meinung zu sein. Beim Nachhausegehen aber fielen ihm die Worte ein, die dieses seltsame fremde Mädchen im Augenblick der Narkose, als sie schon ohne Bewußtsein war, gesprochen hatte. Er war in das Zimmer gekommen, als der Professor die Maske bereits aufgelegt hatte. Sie zählte noch. Er hatte ihren Puls ergriffen und achtete nicht weiter auf diese monotonen, schon stockenden Zahlen. Da sagte sie plötzlich, an der Schwelle der Bewußtlosigkeit: „Ich habe aber noch nicht gelebt."

Jädicke wußte, daß niemand verantwortlich zu machen ist für solche Worte, von denen der wache Sinn nichts weiß. Diese aber standen plötzlich über ihrem Bilde. Und er wiederholte sie sich noch einmal, ehe er einschlief. —

Schwester Henny war in der Kirche, als er am Karfreitag vormittag kam. Marianne hatte den Kopf nach der Tür gewendet, als erwarte sie ihn. Er ging gerade auf ihr Bett zu, und sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen von Herzen."

„Wofür?"

Sie wies mit der Hand auf die Glasschale mit Aurikeln, die auf einem niedrigen Schemelchen an ihrem Bett stand, so daß sie sie immer sah und ihre Finger sie berühren konnten.

„Ich wußte gleich, daß sie von Ihnen kamen. Ich tue Ihnen nun leid, und Sie wollen sich damit abfinden. Aber Sie wissen gar nicht, wie gut es ist, daß alles so kommt."

Er hatte sich einen Stuhl genommen.

„Ja, Sie haben wieder recht. Vielleicht wollte ich mich wirklich abfinden. Aber nicht mit Ihnen, sondern mit meinen Gedanken und den Vorwürfen, die ich mir selber machte. Wollen Sie es so gelten lassen?"

Sie nickte.

„Die Amsel sang heut den ganzen Morgen. Ist es draußen schon Frühling?"

Er erzählte ihr von seinem Osterspaziergang und brachte sie zum Lachen, als er von den neuen Damenhüten sprach. Aber dann wunderte sie sich, daß ein Mann dafür Augen hatte.

Da ließ er vieles unausgesprochen, was ihm zum erstenmal in seinem Leben drückend schien, und wehrte sich lachend und meinte, sie hätte sicher viel weniger ein Urteil über den Geschmack der Männer, als er über den der Frauen. Und sie gab das zu. Aber sie erzählte ihm von ihrem Bruder, und wie stolz die Eltern immer auf ihn gewesen. Sie würde Mutter bitten, ihr sein Bild zu bringen, dann wollte sie es ihm zeigen. Wenn er aus Ost-Asien zurückkam —

Aber da schwieg sie jäh. Und plötzlich fielen ein paar große Tränen aus ihren Augen.

„Marianne", rief er und wunderte sich über seine eigene Stimme, und daß er sie beim Namen nannte. Aber es war seine alte Stimme vergangener Jahre, die so sprach, ohne den mondänen Tonfall. Es war die Stimme, mit der er seiner Schwester gerufen hatte, und das „gnädige Fräulein" lag ihm fern.

Sie sah ihn ganz erstaunt an. Aber dann gab sie ihm die Hand, und ohne Worte schlossen sie einen Bund miteinander.

In diesem Augenblick freute er sich über die Macht, die er über Frauen hatte, und er gelobte sich, daß diese es gut haben sollte die kurzen Wochen. Er meinte aber noch, das täte er nur um ihretwillen, und weil er in ihrer Schuld sei.

Niemals hatte Marianne ein solches Osterfest gefeiert. Kirschblüten standen in hohen Gläsern auf dem Nachttisch, so daß sie mitten in die weißen Blüten sah, wenn sie die Augen aufschlug, und dunkle Trauben und die letzten zarten Meraner Äpfel lagen darunter. Ihre Finger spielten mit den Seiten eines Buches, das er ihr gebracht hatte, wie die Blumen und die Früchte. Er brachte ihr immer etwas mit, wenn er kam, und Marianne wußte nicht, wie schwer es zuerst für ihn gewesen war, das Erstaunen Schwester Hennys mehr zu ahnen als zu sehen. Er wußte nur zu gut, daß auch in der Klinik sich die Augen des Argus, den man öffentliche Meinung nennt, nie schließen. Und hier hatte keiner Grund, ihn zu schonen, denn nie hatte er jemand geschont. Und als er Marianne das Buch gebracht am Tage nach Ostern, atmete er auf in dem Gedanken, daß sie sich nun daran gewöhnt haben würden. Natürlich konnte er ihr alles schicken lassen, wie die ersten Blumen. Aber dann sah er nicht den neuen Glanz in ihren Augen. Sie sollte auch das kleine Opfer seiner Eitelkeit ein jedes Mal fühlen.

Aber darin irrte er. Das entging ihr ganz. Dazu war sie viel zu unerfahren. Sie wußte auch nicht, wie lange er in dem Buchladen gesucht hatte, weil er sich nicht helfen konnte bei der Auswahl für ein Mädchen, das David Copperfield mit in die Klinik gebracht hatte. Da hatte der eifrige junge Mann ihn gefragt, ob es ein Einsegnungsbuch sein solle. In einer plötzlichen Gedankenverbindung hatte er bejaht, und jener hatte ihm das zierliche Goethe-Brevier gereicht. Als er es aufschlug, waren seine Augen auf die Worte gefallen: Leiden und Träumen! Die hatte er angestrichen und das seidene Bändchen hier zwischen die Seiten gelegt.

Und bei diesen Worten schlug Marianne das Buch immer wieder auf. Wohl hatte sie hin und her darin geblättert, und die große Lebensweisheit der ausgewählten Worte war ihr nicht verborgen geblieben. Weisheit für ein Leben! Was sollte sie damit? Sie brauchte nur noch zu leiden und zu träumen. (Fortsetzung folgt.)



Lustige Ecke

Was für eine Frage. „Was möchtest du lieber sein, Millionär oder Cholerapatient?"

„Aber, bester Freund, natürlich Millionär!"

„Das ist sehr dumm von dir! Alle Millionäre sterben, aber von den Cholerapatienten sterben laut Statistik nur achtundvierzig Prozent!"

*

Gekränkt. „Sie sind viel zu streng mit der kleinen Helga, Herr Direktor; so genau, wie Sie es verlangen, wird meine Tochter niemals im Leben rechnen müssen." — „Aber, gnädige Frau ..." — „Nein, nein, da unterschätzen Sie das Vermögen meines Mannes ganz gewaltig!"

*

Die Frau am Steuer. Vilma hat sich einen Wagen gekauft. Vilma setzt sich an den Volant. „Der Spiegel ist falsch", sagt Vilma. „Wieso?" Lächelt Vilma: „Ich sehe nur den Wagen, der hinter mir kommt, aber nicht mein eigenes Gesicht."

*

Romantik. „Agnes, warum machst du denn immer die Augen zu, wenn ich dich umarme?"

Liebster, ich stelle mir dann immer vor, daß du Hans Albers bist!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.